



Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

Prinzeßchen.

Novelle von Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

Ein feiner, unangenehmer Sprühregen schlug Rudolf Diethelm ins Gesicht, als er aus dem gastlichen Hause, darin er ein paar heitere und anregende Stunden zugebracht, auf die Straße hinaustrat. Eine Reihe durch die erleuchteten Fenster angelockter Droschken hielt vor der Tür; dem jungen Schriftsteller aber war's nach der Schwüle der überhitzten Zimmer eine Wohlthat, sich den kühlen Nachtwind um die Wangen streichen zu lassen, und er zog es darum vor, den Weg zu Fuß zurückzulegen. Auch waren trotz der hübschen Erfolge, die er in jüngster Zeit mit einigen vielgelesenen Novellen davongetragen und trotz seines auskömmlichen Redakteurgehaltes seine Vermögensverhältnisse nicht so glänzend, daß er die aus Jahren bitterster Entbehrung stammende Gewohnheit, sich alle überflüssigen Bequemlichkeiten zu versagen, schon ganz und gar hätte ablegen sollen. Es war ihm wahrlich sauer genug geworden, sich bis zu seiner jetzigen bescheidenen Höhe hinauf zu arbeiten, und er hatte die Not so oft in ihren häßlichen Gestalten kennen gelernt, daß ihm die Freude an seinem gegenwärtigen Leben hinlänglich vor jeder Neigung zu verschwenderischen Extravaganzen schützte.

Sein Weg führte ihn am Kanal entlang, und alter Gewohnheit folgend, wählte er den mit Bäumen bestandenen Promenadenstreifen längs des Ufers. Es mochte nicht mehr weit von Mitternacht sein, und das unwirtliche Wetter trug dazu bei, die Straßen menschenleer zu machen. Vom Bürgersteig der anderen Seite herüber schallte von Zeit zu Zeit ein eiliger Schritt, hier am Wasser aber war dem langsam Dahinschlendernden bisher noch niemand begegnet, und die einzelne weibliche Gestalt, die er jetzt in einiger Entfernung vor sich

sah, mußte darum wohl seine Aufmerksamkeit erregen. — Sie stand an das Eisengeländer des schwarz und träge dahinflutenden Kanals gelehnt, und wenn er auch bei der hier herrschenden Dunkelheit einen ziemlich unbestimmten Eindruck hatte, so glaubte Diethelm doch zu erkennen, daß es die Gestalt eines noch jugendlichen Weibes sei.

„Vielleicht eine Lebensüberdrußige!“ mußte er denken. Denn für einen einsamen Spaziergang oder gar für ein Versinken in träumerische Reflexionen schienen ihm Ort und Stunde ebenso wenig geeignet, als das abscheuliche, nasskalte Wetter, das selbst einen abgehärteten Landstreicher rasch unter Dach und Fach gekehrt haben würde.

Seine Befürchtung hatte ihn halb unwillkürlich veranlaßt, den Schritt zu beschleunigen, und beim Näherkommen sah er, daß er sich in bezug auf das Alter des weiblichen Wesens nicht getäuscht habe. Von ihrem Gesicht zwar konnte er noch nichts erkennen, aber die Schlankheit ihrer Gestalt und die weichen, anmutig jungfräulichen Formen, von denen das leichte Straßenjädchen und der knapp anschließende Rock nur wenig verbarg, ließen kaum einen Irrtum zu.

Trotz der sonderbaren, jüngerlichen

haften Schüchternheit, die ihn den Frauen gegenüber noch immer nicht verlassen wollte und ihm von den Lebemännern seiner Bekanntschaften schon manche Hänselei eingetragen hatte, war Diethelm fest entschlossen, das Mädchen anzureden, denn es galt ja möglicherweise ein Unglück zu verhüten.

Aber er war noch nicht einmal über die Wahl der passenden Worte mit sich ins Reine gekommen, als sich etwas für ihn sehr Ueberraschendes ereignete.



Deutsche Truppen bei ihrem Vormarsch in der Richtung auf Dünaburg.

In demselben Augenblick nämlich, wo das Geräusch seiner Schritte ihr Ohr erreicht haben mochte, wandte die junge Person den Kopf nach ihm um und machte eine kleine Bewegung auf ihn zu. Sie hatte einen Schleier über das Gesicht gezogen; aber das spinnwebdünne Gewebe hinderte Diethelm nicht an der Wahrnehmung, daß ein feines schmales Gesicht mit großen Augen und einem sehr kleinen Munde sei. Er hemmte seinen Schritt und lüftete den Hut, die Unbekannte aber, die in einer kleinen Entfernung vor ihm stehen geblieben war, sagte mit kaum vernehmlicher, vor Erregung zitternder Stimme: „Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich Sie belästige! Ich —“

Weiter kam sie nicht. Mut und Kraft hatten sie offenbar verlassen, und indem sie das Gesicht mit beiden Händen bedeckte, brach sie in lautes Weinen aus.

Jeder andere würde natürlich zunächst an eine gut gespielte Komödie gedacht haben, wie man sie in den Straßen einer Großstadt oft genug erleben kann, an die effektvolle Einleitung zu einem kleinen Abenteuer. Rudolf Diethelm aber gehörte ja nicht zu den Erfahrenen, die durch ihre Klugheit und Menschenkenntnis zu jeder Zeit gegen unzeitige Torheiten des leicht bestochenen Herzens gewappnet sind. Er sah in dem zitternden jungen Geschöpf zunächst weder eine Komödiantin, noch eine Verworfene, sondern eine Unglückliche, die unter allen Umständen Anspruch auf seine Teilnahme hatte. Und mit einer Herzlichkeit, die wohl ihr

Vertrauen gewinnen mußte, erwiderte er: „Von einer Belästigung kann nicht die Rede sein. Und wenn ich Ihnen irgendwie zu dienen vermag, mein Fräulein —“

Aber sie schüttelte den Kopf, und dann, ohne die Hände vom Gesicht zu nehmen, drehte sie sich hastig um, wie wenn sie entfliehen wollte. Das aber durfte er unter keinen Umständen geschehen lassen. Und in seinem Eifer, es zu verhindern, erfaßte er mit vielleicht etwas zu warmem Druck eines der zierlichen Handgelenke.

„Nein, nein, bleiben Sie, und lassen Sie mich erfahren, was Sie bedrückt! Es wird doch gewiß eine Möglichkeit geben, Ihnen zu helfen.“

„O, was müssen Sie von mir denken, mein Herr! — Was müssen Sie nur von mir denken!“

Das war zunächst das einzige, was er mit allem Zureden aus ihr herauszubringen vermochte. Und erst als er wohl ein halbes Dutzend Mal im Tone der aufrichtigsten Ueberzeugung versichert hatte, daß er weit entfernt sei, etwas Uebles von ihr zu denken, wurde ihr Schluchzen wieder zu verständlichen Worten.

„Ich bin ganz fremd hier,“ sagte sie, „und ich weiß nicht, wo ich ein Obdach finden soll für diese Nacht. Denn ich — ich habe keinen Pfennig Geld.“

Ein solches Geständnis war gewiß im höchsten Maße verdächtig, zumal wenn es zu mitternächtlicher Stunde von einem jungen Mädchen einem wildfremden jungen Manne gemacht

wurde. Und auch Rudolf Diethelm konnte sich eines gewissen üblen Verdachtes nicht erwehren. Aber die argwöhnische Regung war schon wieder dahin, als er durch die Maschen des Schleiers in die großen, dunklen Augen sah, die sich schon und doch zugleich mit dem Ausdruck eines fast kindlichen Vertrauens zu seinem Gesicht erhoben hatten.

„Wenn dies das ganze Unglück ist,“ erwiderte er mit dem Versuch, sie durch einen scherzenden Ton zu beruhigen, „so wird sich ihm leicht genug abhelfen lassen. Jeder Kulturmench kann einmal in die unangenehme Lage geraten, kein Geld bei sich zu haben. Und wenn ich Sie um die Erlaubnis bitte, Ihnen abzuhelfen zu dürfen, so ist mir um die Rückerstattung durchaus nicht bange.“

Er hatte die Hand schon in der Tasche, aber es war eine Täuschung gewesen, wenn er erwartet hatte, durch seine Bereitwilligkeit ihrem Kummer ein Ende zu machen.

Sie schüttelte vielmehr wie ablehnend den dunklen Kopf und sagte mit einem Klange tiefer Traurigkeit: „Nein, nicht

so, mein Herr! So war es ja nicht gemeint, und einen solchen Beistand kann ich nicht annehmen.“ — „So sagen Sie mir, was ich sonst für Sie tun kann. Jedenfalls dürfen Sie doch nicht länger bei diesem Wetter hier auf der Straße bleiben — Sie sind ja schon ganz durchnäßt.“ — Er hatte das gefühlt, als er den Marmel ihres leichten Häutchens gestreift hatte. Und jetzt erst schien es der Unbekannten zum Be-



König Ferdinand von Bulgarien.



Kronprinz Boris von Bulgarien.

Zur Stellungnahme Bulgariens im Weltkriege.

wußtsein zu kommen, daß er noch immer ihr Handgelenk gefaßt hielt, denn mit einer raschen, erschrockenen Bewegung machte sie es frei.

„Ach, das hat nicht viel zu sagen. Ich habe es noch gar nicht bemerkt. Und nicht um Geld wollte ich Sie bitten, sondern ich hatte mir nur in meiner Verzweiflung vorgenommen, den, den der Zufall mir zuerst in den Weg führen würde, um Rat zu fragen. Denn es gibt in der großen Stadt doch vielleicht ein Hospiz oder sonst ein Asyl, wo ein schutzloses Mädchen Aufnahme findet, auch wenn es nicht imstande ist, die Unterkunft sofort zu bezahlen.“

„Vergleichen gibt es wohl, aber ich bin mit den einschlägigen Verhältnissen leider nicht vertraut, und ich fürchte außerdem, daß die späte Stunde der Erfüllung Ihrer Wünsche einige Schwierigkeiten entgegenstellen wird. Sie sagen, daß Sie hier fremd seien. Vermutlich also sind Sie erst heute Abend angekommen?“

„Ja, um elf Uhr. Ich habe das wenige Gepäck, das ich bei meiner Flucht mit mir nehmen konnte, auf dem Bahnhof zurückgelassen und bin dann aufs Geratewohl in die Straßen hineingelaufen, ohne zu wissen, was ich eigentlich beginnen wollte. Unterwegs hatte ich es mir nicht so furchtbar schwer vorgestellt, einen Polizisten oder irgend eine vertrauenswürdige aussehende weibliche Person um Beistand anzugehen. Aber als es dann so weit war, daß ich es hätte tun müssen, entsank mir der Mut und ich lief nur immer ins Unbestimmte hinein,

als sollte sich ein Wunder ereignen, um mir aus meiner schrecklichen Lage herauszuhelfen. Und dann kam mit einem Male eine so furchtbare Müdigkeit über mich, daß mich die Füße nicht mehr tragen wollten und daß ich zusammenzubrechen fürchtete. Ich dachte, nun ist alles zu Ende, und es gibt keinen anderen Ausweg mehr, als einen Sprung ins Wasser. Ich war ganz fest dazu entschlossen, Sie dürfen es mir glauben, mein Herr! Aber das Wasser ist so grauenhaft schwarz und ich schauderte bei der Vorstellung, wie sie mich morgen oder übermorgen herausziehen würden und wie dann eine große Menschenmenge um mich herumstände und mich neugierig begaffte. O, Sie können sich nicht denken, wie schwer es ist, einen solchen Entschluß auszuführen!"

Es war eine Stunde in Rudolf Diethelms Leben gewesen, wo auch er vor der Auslage eines Waffenhändlers mit dem Entschluß gerungen hatte, sein letztes Beihandstück für einen Revolver anzulegen. Darum war es mehr als eine bloße Phrase, daß er sehr ernst erwiderte: „Doch, mein Fräulein — ich kann es mir denken, und ich segne den Zufall, der mich dieses Weges kommen ließ, ehe — doch wozu noch von so entsetzlichen und törichten Dingen reden. Jetzt haben Sie ja keine Ursache mehr zu verzweifeln. Denn ich werde selbstverständlich nicht von Ihrer Seite weichen, bis es mir gelungen ist, Ihnen ein angemessenes Unterkommen zu verschaffen.“

„Das wollen Sie wirklich tun?“ fragte sie wie in zagenem Zweifel. „O, dann gibt es doch noch eine gütige Vorsetzung. Ich hatte mir nämlich das Wort gegeben, noch eine Viertelstunde zu warten und den ersten Menschen, der während dieser Zeit hier vorüberkommen würde, um seinen Rat anzugehen. Wenn Sie nur zehn Minuten später gekommen wären, hätten Sie mich sicherlich nicht mehr gefunden.“

Diethelm glaubte ihr ohne weiteres. Es war etwas in der Art des Mädchens, in ihrer Ausdrucksweise und im Ton ihrer Stimme, das die Wahrhaftigkeit ihrer Worte für ihn weit über jeden Zweifel erhob. Und ihr eigenes Entsetzen vor den schrecklichen Vorstellungen, mit denen sie sich während dieser letzten Stunde gemartert hatte, konnte nicht größer sein, als das Grauen, das er selbst jetzt bei dem Gedanken empfand, dieses anmutige, junge Geschöpf als eine entstellte Leiche den Blicken einer zusammengelaufenen Menge preisgegeben zu sehen. Als fürchtete er, daß sie noch jetzt ihr verzweifelter Vorhaben zur Tat machen könnte, beeilte er sich, sie aus der gefährlichen Nähe des Wassers zu entfernen.

„So bitte ich Sie denn noch einmal von ganzem Herzen, sich vertrauensvoll meinem Schutze zu überlassen,“ sagte er dringend. „Ich bin der Redakteur Rudolf Diethelm, und Sie dürfen mir's schon glauben, daß das Ungefähr Ihnen einen ehrenhaften Mann zugeführt hat. Ich weiß hier in der Nähe ein Pensionat, darin ich selbst jahrelang gewohnt habe und mit dessen Inhaberin ich noch heute auf freundschaftlichem Fuße stehe. Sie wird auf meine Bitte hin ohne weiteres bereit sein, Sie aufzunehmen. Aber wir werden gut tun, nicht mehr viel Zeit zu verlieren, um die wackere Dame, die nie vor Mitternacht zur Ruhe geht, nicht erst aus dem Schlafe klingeln zu müssen.“

Die junge Unbekannte erhob keine Einwendungen mehr. Es war Diethelm offenbar gelungen, ihr Vertrauen zu gewinnen, und während sie in eine der Seitenstraßen einbogen, begann sie ihm aus freien Stücken — denn er würde es für taftlos gehalten haben, eine Frage an sie zu richten — einige Auskünfte über ihre Person zu geben.

Er hörte, daß sie Martha Bredow heiße und seit drei Jahren völlig verwaist sei. Ihr Vater war ein kleiner Beamter gewesen, der seinem Kinde nichts hatte hinterlassen können, und sie hatte es als eine gnädige Schicksalsfügung ansehen müssen, daß ein in Leipzig lebender Verwandter ihr eine Zuflucht in seinem Hause gewährt hatte.

„Drei Jahre habe ich in diesem Hause gelebt,“ sagte sie in einem Ton, aus dem es wie das Grauen entsetzlicher Erinnerungen klang, „und ich kann heute nicht mehr begreifen, wie ich diese drei Jahre zu überstehen vermochte. Man hat mich tyrannisiert und gepeinigt, wie noch nie ein wehrloses Mädchen gepeinigt worden ist. Aber ich hätte vielleicht trotzdem nie den Mut zum Dabonlaufen gefunden, wenn nicht heute das Aeußerste geschehen wäre — das Schrecklichste, was ich nie einem Menschen werde erzählen können. Da aber konnte ich nicht mehr bleiben. Ich benutzte die Stunde, in der mein Onkel und meine Tante ihr Nachmittagsschläfchen hielten, um einiges Allernotwendigsten in eine kleine Handtasche zu packen und mich damit aus dem Hause zu schleichen. Mit Taschengeld hatte man

mich immer so knapp gehalten, daß meine Barschaft nur eben ausreichte, um eine Fahrkarte vierter Klasse nach Berlin zu bezahlen, und die Furcht, daß man versuchen könnte, meine Flucht zu vereiteln, hielt mich ab, mich an irgend eine mir bekannte Persönlichkeit mit der Bitte um ein Darlehen zu wenden. Hier in dem großen Berlin, meinte ich, müsse sich doch wohl gleich eine Möglichkeit für mich finden, mir mein Brot zu verdienen, und wie ich über die erste Nacht hinwegzukommen dachte, habe ich Ihnen ja schon gesagt. Daß in der Wirklichkeit alles so ganz anders ist, als man sich vorstellt, sollte ich erst erfahren, als es zu spät war für eine Umkehr. Und ich würde auch nicht umgekehrt sein, selbst wenn ich es gekonnt hätte. Ehe ich in jenes fürchterliche Haus zurückkehre, hundertmal eher will ich sterben.“

Unverwandt hatte Diethelms Blick auf ihrem reizenden Gesicht geruht, während sie ihm mit der Vertraulichkeit eines unerfahrenen Wesens, das glücklich ist, endlich eine mitfühlende menschliche Seele gefunden zu haben, alle diese intimen Mitteilungen machte. Mit jedem Wort, das sie sprach, wuchs sein Interesse an diesem anmutigen, halb kindlichen Geschöpf, das in all seiner Verzweiflung doch wohl kaum eine Vorstellung von der Größe der Gefahr gehabt hatte, in der es sich befunden — und mit jedem Schritt steigerte sich seine Verwunderung ihrer Schönheit, deren ganzer Liebreiz sich ihm erst offenbart hatte, als er die entzückende Profillinie ihres Antlitzes im hellen Lichtschein einer Straßenlaterne gesehen. Das Bestridendste aber war für ihn vielleicht der Klang ihrer Stimme, einer Stimme, die so kindlich hell und von einer so schmeichelnden Weichheit war, daß er immer und immer hätte lauschen mögen.

„Und fürchten Sie nicht, daß man versuchen könnte, Sie zu solcher Rückkehr zu zwingen?“ fragte er, als sie geendet. „Das Alter der Volljährigkeit haben Sie doch wohl nicht erreicht?“

„Nein, ich bin erst vor drei Monaten achtzehn geworden. Aber ich würde mich nicht zwingen lassen. Und nach dem, was er sich gegen mich herausgenommen hat, wird mein Onkel es auch nicht versuchen.“

Sie waren nur noch um ein paar Duzend Schritte von ihrem Wegziel entfernt, und Diethelm, dem inzwischen doch einige leise Bedenken hinsichtlich der Bereitwilligkeit des Fräulein Rudloff aufgeklungen waren, sagte etwas unsicher: „Vielleicht wird es besser sein, mein liebes Fräulein, wenn wir der Inhaberin des Pensionates nicht gleich heute Abend mitteilen, auf welche Art unsere Bekanntschaft zustande gekommen ist. Ich werde ihr sagen, daß Sie mir von einem Freunde empfohlen worden seien, denn es kommt ja zunächst nur darauf an, Ihnen für diese Nacht Ruhe zu verschaffen. Morgen werden wir dann gemeinsam überlegen, was weiter zu tun ist. Sie sind damit einverstanden, nicht wahr?“

„Ich bin mit allem einverstanden, was Sie für richtig halten,“ erklärte sie ohne alles Zögern und mit einem Ausdruck so schrankenlosen Vertrauens, daß er sich davon zugleich gerührt und beglückt fühlte. In diesem Augenblick wäre ihm nichts zu schwer und zu unbequem gewesen, als daß er es nicht mit tausend Freuden für seinen lieblichen Schützling getan hätte.

Der Umstand, daß sich im Erdgeschos des Hauses eine vielbesuchte Restauration befand, machte es ihnen möglich, ohne Schwierigkeit hineinzugelangen, und Diethelm hatte zu seiner Beruhigung schon von der Straße aus gesehen, daß die Fenster von Fräulein Rudloffs Wohnzimmer noch erleuchtet waren. Ein bißchen beklommen war ihm doch zumute, als er die Glocke zog und als er nach einer Weile durch den Spalt der nur um Fingerbreite geöffneten Tür Fräulein Rudloffs verwunderte Frage hörte, wer denn da Einlaß begehere. Sowie er seinen Namen genannt hatte, wurde ihnen aufgetan, aber die ältliche Dame machte ein höchst erstauntes Gesicht, als sie gewahrte, in welcher Begleitung er gekommen war. Noch ehe sie indessen ihrem Besremden irgendwie hatte Ausdruck geben können, machte er sie mit seinem Anliegen bekannt, und die Notlüge kam ihm leichter und unbefangener von den Lippen, als er selbst es für möglich gehalten hätte. Er habe den Brief, in welchem er ersucht worden sei, rechtzeitig ein Quartier für die junge Dame zu beschaffen, leider zu spät erhalten, und da sie nicht in ein Hotel gehen wolle, würde er wegen ihrer Unterbringung in Verlegenheit sein, wenn nicht Fräulein Rudloff die Liebeshülflichkeit haben wollte, ihr für diese Nacht Unterkunft zu gewähren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Leuchtuhr.

Skizze von Martin Proskauer.

(Nachdruck verboten.)

Der Hauptmann öffnete das kleine Paket, das ihm der Feldwebel gebracht hatte, und nahm einen Brief heraus. Lächelnd las er die kinderhaft geschriebenen Zeilen auf dem rosafarbenen Papier:

„Lieber Onkel! In der Tüte sind Zigarren für Dich. Das andere Paket ist eine Liebesgabe. Bitte, gib es dem alleinigen Soldaten, den Du hast, der niemanden hat, der ihm was schickt. Wir wollen ihm eine Freude machen, wir haben unsern ganzen Spartopf dafür ausgegeben. Wir senden Dir viele Grüße.

Deine Neffen Hans und Konrad.“

Der Hauptmann reichte dem Feldwebel den Brief.

„Hier, lesen Sie mal. Wir wollen den Kindern ihren Willen tun; wer ist denn der „alleinige“ Soldat in der Kompagnie?“

Der Feldwebel überlegte:

„Wenn es dem Herrn Hauptmann recht ist — vielleicht der Kowalsky?“ schlug er vor.

„Reinetwegen,“ sagte der Hauptmann, „der Klügste ist er ja gerade nicht, aber er gibt sich doch Mühe. Lassen Sie ihn mal kommen.“

Bald darauf trat der Grenadier Kowalsky in die niedrige Stube des französischen Bauernhauses, in dem hier dicht vor dem Feind der Hauptmann und das Kompagnie-Geschäftszimmer untergebracht waren.

Kowalsky überragte den großgewachsenen Hauptmann noch um fast einen Kopf. Der ganze Mann bot mit dem viereckigen Schädel, dem derben rotgebrannten Gesicht und den riesigen Händen das Bild einer schwerkraftigen, ungefügen Kraft, die in dumpfer Unbeholfenheit sich selbst zu behindern schien.

„Kowalsky,“ sagte der Hauptmann, „hier habe ich ein Paket bekommen, das soll ich einem Soldaten geben, der keine Angehörigen hat. Sie haben doch niemanden?“

Kowalsky stand stramm und steckte das Kinn vor.

„Zu Befehl, nee, Herr Hauptmann!“

„Auch keine Geschwister?“

„Nein, Herr Hauptmann, die sein schon lange tot.“

„Was sind Sie denn von Beruf?“

„Steinmetz, Herr Hauptmann.“

Der Hauptmann sah auf die Riesenhand des Soldaten.

„Na, da können Sie ja Ihre Warenaufkäufe brauchen, was? Hier ist das Paket, das gehört nun Ihnen, packen Sie's gleich mal aus!“

Kowalsky wurde rot und trat an den Tisch, auf dem die Schachtel lag. Mit unbeholfenen Fingern zupfte er an der Verpackung, bis ihm der Feldwebel zu Hilfe kam. Da war eine Tafel Schokolade, ein Päckchen Zigaretten und eine silberglänzende Uhr mit großen gelben Zahlen und gelben Zeigern. Auf der Rückseite der Uhr war ein schmaler Lederstreifen befestigt.

Kowalsky stand da, die Hände an der Hosennaht, und starrte die Uhr an.

„Nun sehen Sie mal,“ sagte der Offizier, „da ist ja gar eine Uhr dabei. Haben Sie eine Uhr?“

Der Grenadier schüttelte den Kopf und sah die Uhr mit den gelben Zeigern erwartungsvoll an.

„Na also, da haben Sie jetzt eine, die Sie sogar ums Handgelenk tragen können. Feldwebel, machen Sie dem Kowalsky die Uhr an!“

Verlegen und mit brennendem Gesicht hielt Kowalsky den Arm hin, um den der Feldwebel den Lederriemen der Uhr schnallte.

„Das macht sich aber nobel,“ scherzte der Hauptmann, „es scheint sogar eine Leuchtuhr zu sein. Passen Sie mal auf, wenn's dunkel wird; dann können Sie nachts ohne Licht die Uhr erkennen! Nun ist es gut, nehmen Sie sich den übrigen Kram mit!“

Kowalsky raffte mit der einen Hand die Sachen zusammen, die andere mit der Uhr hielt er sorgfältig an den Leib gedrückt, dann trat er vor den Hauptmann und sagte stöhnend: „Ich — ich dank' Ihnen, Herr Hauptmann!“

Und draußen war er. — — —

In der Bauernstube, die etwa vierzig Grenadieren der Kompagnie als Quartier diente, sah Kowalsky in einer Ecke, starrte auf die Uhr an seinem Handgelenk und wartete, bis es dunkel wurde. Immer wieder fuhr er mit der großen ungeschlachten Hand tastend über das Glas, das die Ziffern überdeckte und wunderte sich, wie wohl die Uhr leuchten sollte. Er konnte es sich gar nicht vorstellen. In dem kleinen schlesischen Dorfe, in dem er aufgewachsen war und gelebt hatte, gab es so etwas für ihn nicht; und auch die Dienstzeit in der kleinen benachbarten Garnisonstadt hatte ihn aus der dumpfen Lethargie seiner Sinne nicht ausgerüttelt. Stumpf, gutmütig und riesengroß war er zu seinen Granitblöcken im Steinbruch zurückgekehrt, bis ihn die Robilmachung wie mit Armen, die stärker waren als seine Muskeln, aus seinem gleichgültigen und ereignislosen Alltagsdasein herausgerissen hatte.

Nun sah er da, laute an der Schokolade, die mit dem Paket für ihn gekommen war, und wandte die Augen nicht von seinem Handgelenk ab. Endlich dämmerte es und wurde allmählich finsterner. Mit großen Augen sah Kowalsky auf seine Uhr, deren Zahlen und Zeiger mit ganz mattem Schein in der halben Dunkelheit aufleuchteten. Da flammte ein Streichholz auf, und gleich darauf erfüllte das trübe Licht der an der Decke hängenden Petroleumlampe den Raum.

Unwillig drehte sich Kowalsky um, da trat einer der Soldaten, ein finster, mundfertiger Berliner, zu ihm.

„Mensch, wat machst du denn hier in die Ecke?“

Kowalsky hob stumm den Arm mit seiner neuen Uhr. Sofort verstand der Berliner.

„Ach so, Deine neue Uhr! Wenn die leuchten soll, mußt du doch hinsehen, wo's dunkel ist. Hier bei der Licht wirfst du nicht sehen! Ich doch 'n bißchen raus, da wird es ja schon dunkler!“

Gehorsam stand Kowalsky auf und stapfte zur Tür. Draußen in den engen Dorfgassen war es schon ziemlich dunkel, und mit tiefem Glücksgefühl sah Kowalsky, wie seine Uhr deutlicher leuchtete. Die Augen fest auf das Gelenk geheftet, stolperte er weiter, und immer heller blinkte der grünliche Schein auf dem Ziffernblatt dieser wunderbaren Uhr.

Jetzt war es ihm auch hier nicht mehr dunkel genug. Ab und zu fiel aus den Häusern ein Lichtschein auf die Straße, der ihn störte. Er wandte sich um und ging dem Dorfausgang zu, dem Wald entgegen, der sich dunkel und schwarz hinlagerte. Dort war es ganz finster, da würde die Uhr gewiß schön leuchten. Kräftig schritt er in den Abend hinein und trat zwischen die Stämme des Waldes, die sich zu einer festen Mauer aus Bäumen und verwildertem Unterholz zusammenschloß.

Hinter ihm lag das Dorf und vor ihm der düstere stille Wald. Tief in die Betrachtung seines Uhrenwunders versunken, das hier in ungeahnter Pracht seine gelben Zahlen leuchten ließ, ging er weiter. Plötzlich stolperte er, fiel vornüber und wollte im Sturz die Hände ausstrecken, als er schon spürte, wie sich Menschen auf ihn warfen, Häute überall nach ihm griffen und eine derbe Hand ihm die Gurgel zudrückte. Er stieß mit den Beinen um sich, da traf ihn ein harter Schlag in den Rücken, daß er nachgebend lang auf den Moosboden fiel. Die Häute, die ihn hielten, ließen nicht los und als er mühsam den Kopf drehte, sah er in der Dunkelheit die Umrisse von Männern, die schweigend und leuchtend auf ihm lagen.

Zuerst stierte er die Männer, die ihn hielten, mit blöden Augen an, dann erkannte er mit jähem Schreck, daß er von den Franzosen gefangen war. Er versuchte, sich loszureißen, als ihn ein neuer Stoß traf; und ein Bajonett blühte drohend vor seinem Gesicht auf.

Da blieb er still liegen. Nun zerrten die Häute an ihm, und er verstand, daß er aufstehen sollte. Langsam richtete er sich auf, die Franzosen traten, die Gewehre mit den Bajonetten in den Händen, dicht neben ihn — es mußten mindestens sechs oder acht Mann sein, soviel er in der Dunkelheit erkennen konnte — und stießen ihn vorwärts.

Nach marschierte der kleine Trupp durch den Wald. Und ehe noch Kowalsky recht zur Besinnung gekommen war, lag das Gehölz hinter ihm, und sie gingen im Eilschritt einen engen Weg quer über die Felder in der Richtung auf die feindlichen Stellungen zu.

Vorsichtig versuchte Kowalsky sich umzusehen, aber kaum machte er eine leise Bewegung, so tauchte das blanke Bajonett mit seiner stumm eindringlichen Sprache vor seiner Nase auf. Einmal sprach ihn einer der Franzosen an, aber er verstand kein Wort und zuckte die Achseln. So wanderten sie dahin; Kowalsky in dumpfem Staunen, was wohl aus ihm werden würde, und was der Hauptmann sagen würde, wenn er morgen früh beim Appell nicht da wäre? Bei diesem Gedanken zuckte er zusammen, da durfte er auf keinen Fall fehlen.

Verstohlen sah er nach seinem Handgelenk, die Uhr war noch da. Da warf er sich mit weitausholenden Armen auf die beiden Franzosen, die links neben ihm gingen, und riß sie zur Seite. Da spürte er mitten im Sprung einen dumpfen Schlag an den Kopf und fiel ohne Besinnung zusammen.

Als Kowalsky zu sich kam, lag er im feuchten Gras auf einer Waldbühlke; ein Franzose stand neben ihm und stieß ihn mit dem Fuß in die Seite. Mühsam öffnete er die Augen; sein Schädel tat ihm weh, als ob ihm ein Granitblock seiner schlesischen Heimat darauf gefallen war, und alle Knochen schmerzten.

„Stehen Sie auf!“ sagte der Franzose auf deutsch in befehlendem Ton, „ich will Sie etwas fragen.“

Kowalsky raffte sich zusammen und stand auf. Hinter ihm war eine kleine Erdböhle, aus der die Köpfe von vielleicht einem Duzend Franzosen herausliefen. Es war eine Feldwache, die zu einem Patrouillengang vorgestoßen war und der er gerade in die Hände gelaufen war.

Am Horizont schimmerte ein matter heller Schein empor, der die nächste Umgebung im fahlen grauen Licht erkennen ließ. Der französische Offizier, der vor Kowalsky stand, richtete verschiedene Fragen an ihn, aber der Grenadier schüttelte nur den Kopf.

Da mühte er ja ein schöner Soldat sein, wenn er den Kerlen hier Antwort geben wollte, dachte er. Hatte nicht sein Herr Hauptmann neulich schon gesagt: Lieber sich totschlagen lassen, als den Feinden etwas verraten! Warum tat ihm nur der Kopf so weh? Allmählich fielen ihm die Begebenheiten wieder ein. Rasch sah er nach seinem Handgelenk — die Uhr war fort!

„Meine Uhr!“ rief er erschrocken ganz laut, „meine Uhr ist fort!“

„Ich weiß von Ihrer Uhr nichts,“ sagte der Franzose ungeduldig, „wollen Sie jetzt antworten oder nicht? Wie stark ist die deutsche Besatzung dort in dem Dorf?“

„Meine Uhr!“ wiederholte Kowalsky fassungslos. Der Offizier stieß einen Fluch aus und rief einen Befehl. Ein Soldat sprang herzu und griff Kowalsky mit sich bis zu einem Baum, wo er ihm bedeutete, sich hinzusetzen.

Der Offizier kauerte sich in der Nähe auf einen Baumstumpf nieder, zog ein Blatt aus seiner Kartentasche und begann, eine Meldung zu schreiben. Kowalsky hockte, die Knie an den Leib gezogen, mit gesenktem Kopf am Baum und starrte seinen Arm an, wo vorher die Uhr gewesen war. Immer wieder schüttelte er den Kopf, dann streckte er dem Franzosen seine Hand hin und fragte pantomimisch nach seiner Uhr. Der Franzose lachte. Er verstand, was der dumme Deutsche da wollte. Hatte er ihm doch selbst, als er infolge des Kolbenhiebes vorhin zusammenbrach, die Uhr vom Handgelenk abgeschnallt und eingesteckt.

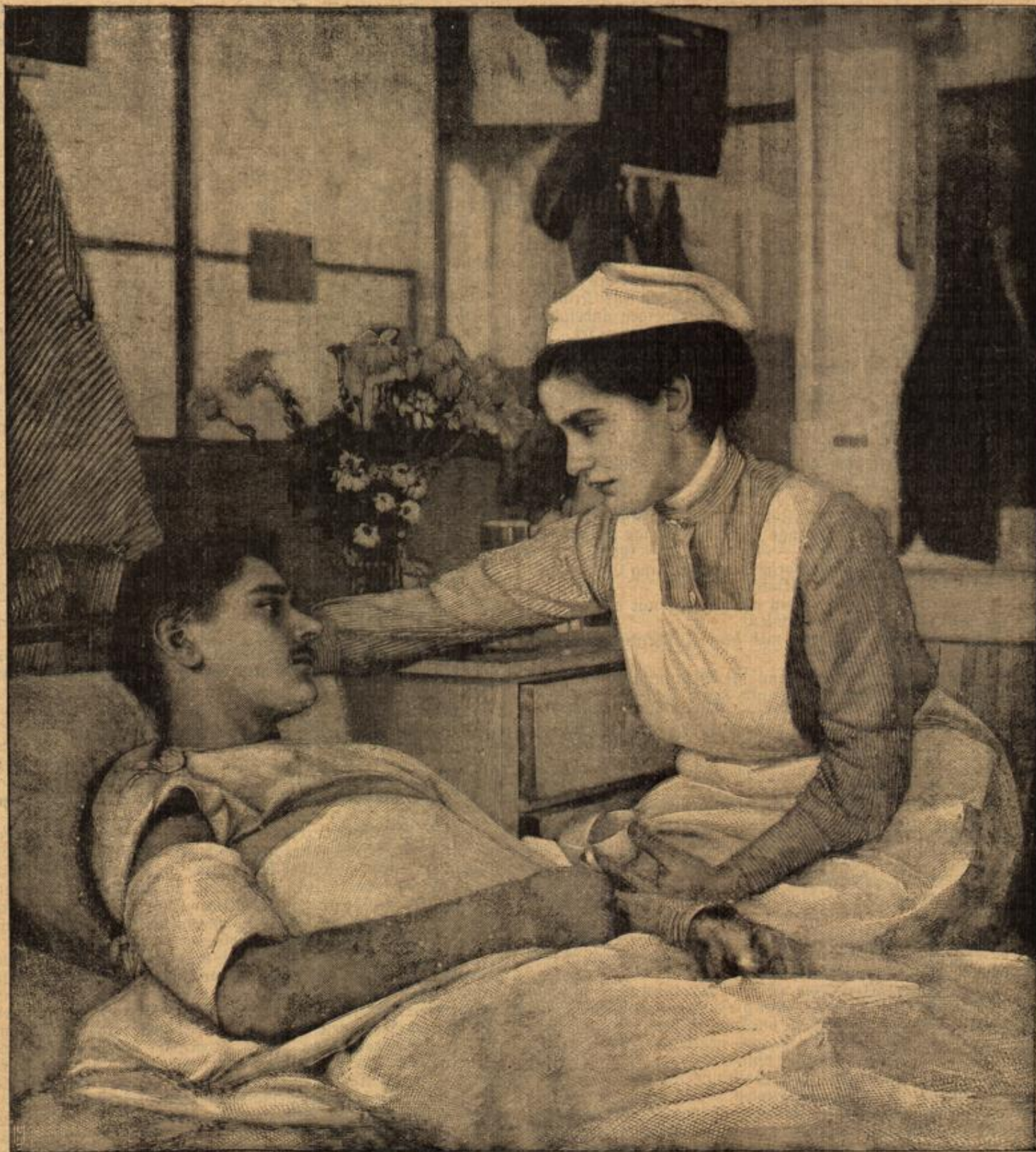
Jetzt wollte er den deutschen Varen tüchtig ärgern. Verständnißvoll nickte er Kowalsky zu, zeigte mit dem Finger eine Uhr

und wies auf die braune Tasche, die der Offizier dort an seiner Hüfte trug.

Kowalsky sah aufmerksam den Bewegungen seines Wächters zu. Also der Kerl da hatte ihm seine Uhr fortgenommen? Vor Schmerz und Wut wurde ihm ganz heiß. Seine Uhr wollte er wiederhaben!

Der Franzose, der ihn bewachte, wandte gerade den Kopf, um seinen Kameraden in der Erbhöhle den ausgezeichneten Spaß mit dem Gefangenen zuzurufen; da fuhr ihm eine Riesenhand um den Hals, und ein Schlag gegen die Schläfe hämmerte ihn lautlos zu Boden.

Kowalsky sah sich blitschnell mit wilden Augen um. Der Kerl lag still, die Franzosen dort hatten nichts gemerkt; und der Offizier sah ruhig am Baumstumpf und schrieb. Kowalsky schnellte mit einem gewaltigen Sprung vor; unwiderstehlich packte seine gewaltige Faust den Offizier von hinten in den Ledergurt — ein Riß, daß der Körper des Franzosen hochflog und der Lederriemen platzte —



Seine Lebensretterin.

und der Grenadier stürmte, die braune Tasche fest in der Hand, mit riesigen Sägen zwischen den Stämmen des Waldes davon.

Als der Offizier sich aufrichtete und atemholend aufschrie, stürzten die anderen Soldaten aus der Erdhöhle. Der Franzose, den Kowalsky niedergeschlagen hatte, lag im Moos und rührte sich nicht mehr. Mit ihren Gewehren eilten die Franzosen in den Wald hinter dem Deutschen her, der ihnen erst so dumm in die Hände gefallen war und sich jetzt mit so unsagbar kühner und furchtbarer Kraft wieder den Weg zur Flucht gebahnt hatte. — — —

Am Abend ging die Tür des Zimmers, in dem der Feldwebel saß, auf, ein riesiger Soldat trat ein und schlug die Absätze zusammen.

Der Feldwebel stand auf:

„Kowalsky, Mensch! Wo kommen Sie denn her? Leben Sie denn überhaupt noch? Und wie sehen Sie bloß aus?“

Kowalsky sah wirklich nicht gut aus. Das Gesicht geschwollen, die Uniform zerfetzt und beschmutzt, Moos und dürres Laub im schweißigen Haar, ohne Mühe stand er leuchtend vor dem Feldwebel. In der Hand hielt er fest umkrampft eine Ledertasche an einem zerrissenen Riemen. Kowalsky erzählte. Kopfschüttelnd hörte der Feldwebel zu. „Und wie sind Sie nun zurückgekommen?“

„Ich bin halt furt,“ sagte Kowalsky mit bedrückter Miene. „Auf 'n Baum 'nuf! Und wie daß die Franzosen vorbei war'n, bin ich runter und weitergemacht, bis ich eben das Dörfle hier wieder gesehen hab'. Aber wenn ich, und ich tu amal den Kerl, den Franzos'n mit mein'r Uhr erwischa, dem geht's ni gut! Meine Uhr

is furt und bleibt furt,“ schloß er seinen Bericht, „hier ei der Tasche is sie och nicht!“

„Nun kommen Sie mal mit zum Herrn Hauptmann,“ sagte der Feldwebel; und beide gingen zu dem Vorgesetzten, der den Bericht des wiedererscheinenden Kowalsky mit Erstaunen anhörte.

„Das kommt davon, wenn man wie ein blindes Guhn fortrennt,“ sagte er endlich, „wissen Sie nicht, daß es streng verboten ist, aus dem Dorf zu gehen? Na, diesmal mag's gut sein, Sie haben ja Ihre Strafe weg. Zeigen Sie doch mal die Tasche her!“

Er nahm die braune Ledertasche und zog verschiedene Papiere heraus, die er sorgfältig durchblätterte. Plötzlich hielt er inne, las ein Blatt, las es wieder und wurde ganz aufgeregt. Endlich drehte er sich um.

„Feldwebel,“ sagte er, „wissen Sie, was der Kerl, der Kowalsky, hier mitgebracht hat? Den französischen Divisionsbefehl mit allem Zubehör! Das ist für unser Oberkommando von größter Wichtigkeit. Ein Radfahrer soll sofort damit zum Stab!“

Der Feldwebel eilte zur Tür, indessen sagte der Hauptmann lachend: „Kowalsky, Sie sind ja ein toller Kerl! Was Sie da mitgebracht haben, ist mehr wert wie Ihre alle Uhr. Wissen Sie, was Sie als Ersatz kriegen? Das Eisene Kreuz! Denn das ist Ihnen wahrscheinlich sicher!“

Und diesmal schien der Grenadier Kowalsky, entgegen seiner sonstigen Gepflogenheit, sehr schnell und richtig verstanden zu haben, denn der betrübte Ausdruck seines derben verstaubten Gesichtes wich, und er verzog den Mund zu einem ungeheuern freudigen Grinsen.

Die Madonna mit den Perlen.

(Fortsetzung.)

Roman von Hans Dominik.

(Nachdruck verboten.)

Bestürzung und Aufregung malten sich unverkennbar auf den sonst so ruhigen und unerlöschlichen Zügen des Vaters. Dr. Rosen hatte ihn nur auf den Bebenspitzen ins Krankenzimmer gelassen und ihm absolutes Stillschweigen anbefohlen, da Ruhe die größte Notwendigkeit für den Patienten sei. Mr. Brown fühlte sich höchst unglücklich in dieser Situation, die ihn, den tatkräftigen und energischen Mann, zu völliger Tatenlosigkeit verurteilte. Mit grauem Gesicht blickte er auf die bleiche Leidensgestalt seines Sohnes.

Da lag der sonst so frische und frohe Jonny mit geschlossenen Augen, die braunen Locken unter dem Verband verborgen. Und er durfte ihn nicht einmal anrufen und begrüßen. Die Krankenschwester hantierte lautlos im Zimmer, glitt schattenhaft daher und legte den Finger auf die Lippen, als er einen Versuch machte, sich im Flüsterton mit ihr zu verständigen.

Dann winkte ihn der junge ernsthafte blonde Arzt wieder aus dem Zimmer heraus. — — — Und nun — Gott sei Dank konnte er wenigstens seiner Sorge und Aufregung Luft machen.

„By Jove, Mister . . . Mister . . .“

„Rosen,“ warf der Arzt ein und klappte mit einer kurzen Verbeugung die Hacken zusammen.

Mister Brown fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn.

„Angenehm, Sir, aber wenn die Bekanntschaft bei einer froheren Sache gemacht sein konnte, war's besser . . .“

„All das um den dummen Sport,“ brach er dann los.

„Wir sind als Jungen auch Schlitten gefahren. Aber eine Staatsaktion mit Rippenbrüchen haben wir nicht daraus gemacht. Was wird nun werden? Was können wir tun, um die Gefahr zu bekämpfen? . . .“

Mister J. C. Brown, der kühlblickende Geschäftsmann der Wall-Street, war hier nicht wiederzuerkennen. Der Mann, dessen Nerven unempfindlich blieben, wenn es um Millionen ging, war hier, wo das Leben seines einzigen Sohnes auf dem Spiele stand, in höchster Erregung. Er fühlte das bedroht und gefährdet, dem bisher ausschließlich alle seine Arbeit und Mühe gegolten hatte.

„Retten Sie uns den Jungen, Sir,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort und streckte dem Arzt beschwörend die Hände entgegen, die dieser beruhigend ergriff.

„Mein bester Mr. Brown, es ist nichts anderes zu tun, als das, was bisher geschehen ist. Nur die äußerste Ruhe und Schonung kann Heilung bringen. Ihr Sohn ist jung und von kräftiger Konstitution. Damit ist viel gegeben. Bei richtigem Verhalten wird bald Besserung eintreten . . .“

„Also Sie geben uns doch Hoffnung.“

„Aber natürlich, Mister Brown. Es wäre ja schlimm, wenn man bei solchem immerhin noch kleinen Unfall die Platte ins Korn werfen wollte. Da bekommen wir hier noch ganz andere Fälle zur Behandlung und bringen sie glücklich durch. Menschen, die in den Gefahren des Erwerbslebens die schwer-

sten Verletzungen davongetragen haben. Fälle, die verzweifelt aussehen . . . — na gestickt werden sie auch wieder . . . und —“

„Und meine Frau und Tochter dürfen natürlich auch nicht zu ihm?“ warf Mister Brown ein.

„Unter keinen Umständen, Mister Brown. Niemand als ich und die Pflegerin während der nächsten Tage. So lange die Ruhe gewahrt bleibt, dürfen wir die Genesung erwarten. In den nächsten Tagen dürfen Sie und Ihre Angehörigen nur dann ans Krankenbett, wenn unsere Kunst vergeblich wäre, wenn es nur noch Abschied zu nehmen gälte. Aber davon ist vorläufig keine Rede.“

Mr. Brown fuhr sich zum zweiten Male mit dem Taschentuch über die Stirn.

„Wenn mein Jonny wieder hergestellt wird, will ich dies Krankenhaus reichlich bedenken. Jetzt will ich gehen, meine Frau beruhigen und meine Tochter von der Bahn holen. Ich werde in einigen Stunden meinen Diener schicken und um schriftliche Nachricht bitten.“

Göflich geleitete der junge Arzt den alten Herrn bis zum Ausgang der Klinik.

„Das kann ja gut werden,“ brummte er vor sich hin, „wenn uns auch die Ladies noch über den Hals kommen.“

Pünktlich erschien in den nächsten Tagen in gewissen Zwischenräumen der Diener im Auftrage Mr. Browns und nahm einen kurzen Bericht des Arztes entgegen. Die gefürchteten Ladies erschienen aber nicht.

Um so eifriger gab sich Dr. Rosen mit der Pflege des Verunglückten ab. Der junge Arzt, dessen Ruhe sonst in seinem Bekanntenkreise geradezu sprichwörtlich war, spürte seit einigen Tagen eine eigentümliche Unruhe in seinem Blute, eine Art Gereiztheit, die er sich selbst durch „Etwas Ueberarbeitung“ zu erklären suchte.

Diese Unruhe beherrschte ihn, seit er vor einigen Tagen bei einem kurzen Spaziergang auf der großen Allee Mister Brown in einem eleganten Einspänner gesehen hatte, den eine junge Dame fuhr. Rank und schlank, in dunklem Pelzjackett, den Fahrhut auf den braunen Locken. Ihre zierlichen und doch kräftigen, in eleganten Fahrhandschuhen steckenden Hände hielten die Zügel des prächtigen Trabers.

Stehenbleibend zog er den Hut, und sah dabei ein brünettes schmales Gesichtchen und ein paar langgeschnittene dunkle Augen, die vor Lebenskraft und Lebenswonne leuchteten. Das mußte die Schwester seines Patienten sein. Nun erwartete er fast täglich, daß diese Schwester erscheinen und nach ihrem Bruder verlangen sollte. Aber es geschah nichts dergleichen.

Und nun war endlich der junge Brown über die gefährlichen Tage hinaus. Dr. Rosen hatte seinen täglichen Bericht mit einer ausführlichen Besuchserlaubnis versehen. Doch zunächst erschien Mister Brown allein, blieb eine halbe Stunde bei seinem Sohn und suchte dann den Arzt in seinem Speisezimmer auf, um ihm herzlich und gerührt für alle Sorgfalt zu danken.

Erst am folgenden Tage kamen die Damen im Auto vorgefahren. Dr. Rosen wollte gerade am Lager seines Patienten, der mit wiederkehrender Kraft recht ungeduldig wurde und Arzt und Pflegerin reichlich in Atem hielt. . . . Plötzlich sah er sich den Damen Brown gegenüber, fühlte wie er errötete und schalt sich innerlich einen Narren.

Die Damen schüttelten ihm kräftig die Hände, sprachen englisch und deutsch auf ihn ein. Jonny im Bett schrie dazwischen und trug redlich das Seine dazu bei, Leben in die Bude zu bringen.

„O Daisy, wie fein,“ rief er. „Endlich ein Mensch zum Schachspielen. Alle meine Kommilitonen hat er still gemacht. Sie taten alle, als wäre ich von Zuder.“

Mrs. Brown umarmte ihren Sohn und Miß Daisy wandte sich dem jungen Arzte zu. Ihre dunklen Augen, aus denen tausend Spottenselchen bligten, sahen ihn gerade und durchdringend an.

„Sind Sie wirklich so tyrannisch?“ fragte sie ihn und ihre dunkle Stimme klang ihm wie Musik in den Ohren.

„Dagegen muß ich mich wirklich verwahren, gnädiges Fräulein,“ antwortete er und ärgerte sich wieder über seine steife Art, fühlte sein Herz merklich wild schlagen und sah nur das reizende Gesicht der jungen Dame vor sich.

Gewiß freut sie sich über meine Verlegenheit, dachte er. Jedenfalls lachte sie ihn ungeniert an, daß er ihre gesunden weißen Zähne zwischen den Rosenlippen blitzen sah.

„O je,“ meinte sie dann. „Ich glaube gewiß nicht, daß Sie so schlimm sind, Mister Rosen. Es ist sehr gut für Jonny, wenn er mal brav sein muß. Aber ich werde kommen mit Erlaubnis und Schach spielen. Nicht wahr?“

„Gewiß, gnädiges Fräulein,“ erwiderte er mit leichter Verneigung und fühlte auf seiner Stirn schon wieder das peinliche Erröten, wischte endlich mit dem Taschentuch das Haar zurück, um es zu verbergen.

Daisy hatte es aber doch bemerkt und freute sich im stillen darüber. Denn man hatte ihr in Lausanne gesagt, die deutschen Herren wären alle Bären und behandelten die Frauen als Sklavin und ihr selbst würde es schwerlich gelingen, in Deutschland zu flirten, wie in Amerika oder Frankreich. Mrs. Brown nahm jetzt Abschied von ihrem Sohn. Dann wandte sie sich dem Arzt zu, dankte ihm verbindlich und lud ihn sehr freundlich zum Tee ein.

Während Doktor Rosen sich verbeugte, warf er einen Blick auf die Züge der Dame und da sah er, daß die Geschwister die Schönheit von der Mutter geerbt hatten. Wohl war Mrs. Brown jetzt bereits im vorgeschrittenen Alter, ein wenig matronenhaft und ein wenig zu völlig. Aber die schönen Augen und das üppige braune Haar ließen sie auch heute noch merkwürdig jung erscheinen. Der Doktor entdeckte, daß Mister Brown ganz gut für den Vater seiner schönen Frau gelten konnte.

Ein Krankenhaus gleicht einem wohlgeordneten Staatswesen im kleinen. Es ist alles auf die Stunde geregelt. Das Wachen, der Schlaf, der ärztliche Besuch, die Besuchszeit für die Angehörigen usw.

Dieser großen Pünktlichkeit und Ordnung ist sicher ein Teil der Erfolge des Krankenhauses zuzuschreiben. Aber aus ihr resultiert auch die unüberwindliche Abneigung so vieler Menschen gegen das Krankenhaus.

Auch diejenigen, die es in gesunden Tagen nicht schwer empfinden, nur ein winziges Mädchen im Maschinenwerk eines großen Betriebes zu sein, leiden hier unter der Disziplin. Leute, denen das Leben niemals auch nur annähernd solch sauberes Lager und solch reichliches Mahl geboten hat, wie das Krankenhaus, spüren hier Heimweh nach dem armseligen Winkel, in dem sie in den Tagen der Gesundheit ihr eigener Herr waren.

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn unter solchen Umständen ein junger Mann aus einem glänzend situierten Hause wie Jonny Brown, mit allen Sinnen nach der gewohnten Umgebung, nach der Durchbrechung der strengen Regeln verlangte, sobald ihm Kraft und Gesundheit zurückzukehren begannen.

Mr. J. C. Brown war in der Lage, ihm diesen Wunsch zum großen Teil zu erfüllen. An dem Tage, an welchem der Millionär die Nachricht erhielt, daß sein Sohn aus aller Gefahr sei, hatte er sein Versprechen wahr gemacht und der Klinik eine sehr beträchtliche Summe zum Besten unbemittelter Patienten überwiesen. Da war es begreiflich, daß man dem jungen Amerikaner gegenüber die Hausordnung nicht mehr mit aller Strenge anwendete, daß er bei fortschreitender Genesung beinahe täglich den Besuch seiner Verwandten empfangen konnte.

Dr. Otto Rosen war seinerseits der Einladung der Ameri-

kaner gefolgt. Er hatte die Herrschaften im „Grandhotel“ zum Tee besucht und hatte sofort die großartigen und großzügigen Verhältnisse bemerkt, in denen diese Amerikaner lebten. Satten doch die Browns beinahe die ganze erste Etage des Hotels gemietet, ihre Autos in besonderen Garagen untergebracht und endlich einen Stall mit edlen Pferden zur Verfügung. Es waren eben die Verhältnisse eines amerikanischen Plutokraten, der es gewöhnt ist, Millionen zu verdienen, aber auch Hunderttausende auszugeben.

Miß Daisy war, wie sie es versprochen hatte, bei ihrem Bruder erschienen, um Schach mit ihm zu spielen.

Es war die Stunde des ärztlichen Besuches.

Doch was wußte die junge Dame von den minutiösen Einrichtungen der Anstalt. Sie verstand die Pflegeschwester nicht einmal, die schnell wie ein Gedanke das Schachbrett entfernte und mit den eilig geflüsterten Worten: „Der Herr Professor! und Herr Doktor! . . . Bitte, gnädiges Fräulein, dahinein!“ — die junge Dame in ein kleines Vorzimmer zog. Miß Daisy wußte nicht, wie ihr geschah. Während die Herren am Bette ihres Bruders weilten, lehnte sie am Fenster und blickte in den Garten hinaus.

Aber so ganz beiseite schieben ließ sie sich doch nicht. Als diese aus dem Zimmer kamen, trat sie ihnen fränk und frei in ihrer ganzen reizenden Anmut entgegen.

Dr. Otto Rosen übernahm die Vorstellung. Ohne jede Verlegenheit sprach die junge Amerikanerin ihre Freude aus, den Chefarzt einer so guten Sache, wie dieses Krankenhaus es sei, kennen zu lernen.

Der berühmte Arzt fühlte sich durch die warme Anerkennung des Auslandes angenehm berührt. Er dachte an die generöse Stiftung des Millionärs. Auch die Auffassung: Die Dinge sind für uns da, nicht wir für die Dinge, mutete ihn von diesen jungen schönen Lippen angenehm modern an.

So trennte man sich sehr befriedigt voneinander und der Professor riet seinem jungen Assistenten, den Verkehr mit so praktischen und angenehmen Leuten, wie diesen Amerikanern, doch ja aufrecht zu erhalten. Und dabei sah er den jungen Arzt durch seine scharfen Brillengläser so eigen von der Seite an: „Die junge Dame sei doch jedenfalls eine beneidenswerte Eroberung.“

Dr. Otto Rosen zuckte die Achseln, fühlte aber doch, daß ihm das rebellische Blut wieder in die Stirn schloß. „Dieser Mister Brown ist befreundet mit meinem Onkel William Rosen,“ sagte er abwehrend, „der ist auf Mr. Browns Nacht mit von Amerika herüber gekommen.“

„So, so,“ meinte der Professor. „Na, jedenfalls wäre solch Petroleumkönig oder was er sonst ist, als Schwiegervater nicht zu verachten — Doktorchen!“ — damit öffnete der Professor die Tür zum großen Krankensaal und Dr. Rosen blieb der Antwort überhoben.

Am Nachmittag sprach Mr. Brown vor und war sehr erfreut, zu hören, daß sein Sohn zu Weihnachten jedenfalls zu seinen Eltern überführt werden dürfte, vorausgesetzt natürlich, daß die Heilung so gut wie bisher weiterginge. Der Amerikaner bat Dr. Rosen, auch dort die weitere Behandlung zu übernehmen. Professor Weiland habe ihn besonders an ihn verwiesen, da er selbst verreisen müsse und Jonny bei seinem Assistenten in den besten Händen sei.

„Kommen Sie oft zu uns, Mr. Doktor,“ sagte der Amerikaner. „Zum Tee haben wir immer Freunde da. Ganz zwanglos. — Ich denke, Sie werden gern bei uns sein und Freude an unserer Gesellschaft haben.“

Die Tage gingen dahin. Aber je länger der junge Arzt bei den Browns verkehrte, je mehr er Einblick in ihre Lebenshaltung und ihre Lebensgewohnheiten gewann, desto unüberbrückbarer erschien ihm die Kluft, die zwischen diesen Millionären und ihm, dem jungen, einkaufenden noch wenig bekannten und wenig bemittelten Arzt bestand.

Dr. Otto Rosen war eine selbstbewußte Natur. Er verstand es sonst wohl, ebenso herrisch auf seinem „Ich will“ zu bestehen, wie Miß Daisy auf ihrem „I will“. Aber er war über beide Ohren in das reizende, eigenwillige Mädchen verliebt.

Er kämpfte dagegen an. Giebt das ganze für völlig und gänzlich aussichtslos und schalt sich selbst einen totalen Narren. Er nahm sich fest vor, nicht mehr zu den Teestunden zu gehen . . . und wenn die Zeit herankam, ging er doch hin und ließ sich willig von ihr nesen.

Dann saßen sie sich am Schachtischen gegenüber und nach hartem Kampf setzte sie ihn wirklich matt. Aber als die Revanche kam, gelang es ihr nicht wieder. Von nun an blieb er stets Sieger. Doch das dauerte stets lange und nahm jeden Gedanken in Anspruch.

(Fortsetzung folgt.)

Die sparsame Hausfrau in Kriegszeiten.

Es sind wohl wenig Haushaltungen, denen die Kriegszeiten nicht Opfer mannigfachster Art auferlegt hätten.

Sind diese Orfer, die von den Daheimgebliebenen gefordert werden, auch nicht im Entferntesten denen gleich, die unsere braven Krieger draußen im Felde täglich und stündlich unentwegt und mit beispiellosem Geldemut zu bringen bereit sind, so haben doch die unabwendbaren Störungen in Handel und Wandel, die Verminderung der Erwerbsmöglichkeiten so manche Familie vor einen harten, wirtschaftlichen Kampf gestellt.

Auch die deutsche Hausfrau tritt, wenn auch in aller Stille, mit ein in die Reihe der um die Existenz Ringenden, und oft selbst dort, wo ohnehin nicht die Fülle herrschte, gebietet es die eiserne Notwendigkeit, noch mehr Einschränkungen als bisher eintreten zu lassen.

Wenn alle Familienmitglieder von dem Wunsche beseelt sind, der Hausfrau ihr schwieriges Amt durch bereitwilliges Verzicht auf sonst gehegte Lieblingswünsche zu erleichtern, so ist hiermit schon viel gewonnen. Auf dem Gebiet der Ernährung und der hiermit verbundenen, täglich sich wiederholenden Ausgaben machen sich namentlich umfassende Einschränkungen notwendig, und sie lassen sich bis zu einem gewissen Grade, wenn die hygienischen Gesichtspunkte nicht außer Acht gelassen werden, sehr wohl durchführen, unbeschadet des Wohlbefindens.

Oft herrschen noch recht verkehrte Anschauungen bezüglich der Zusammenfassung des Speisezettels, und es gibt immer noch viele, die fürchten, an vorzeitiger Entkräftung zu Grunde zu gehen, wenn sie nicht täglich ihr ordentliches Stück Fleisch im Topfe haben.

Aber die neueren Forschungen auf diesem Gebiet haben ergeben, daß es weit bekömmlicher und zu einer guten Ernährung vollkommen ausreichend ist, wenn man als Hauptkost Gemüse, Salate, Obst oder die eiweißhaltigen Hülsenfrüchte genießt und das Fleisch mehr als Beigabe betrachtet wird. Es läßt sich durch diese vorwiegend vegetarische Ernährungsweise und diese Verminderung der Fleischkost täglich eine Ersparnis erzielen, zumal die Gemüsereste, in veränderter Gestalt, sehr wohl als Beigabe für den Abendbrotstisch zu verwerten sind.

Jedoch auch in anderer Hinsicht ist diese Zusammenfassung des täglichen Speisezettels von großem Nutzen; bald wird sich herausstellen, daß diese geänderte Kost eine äußerst günstige Wirkung auf Beschwerden mannigfaltiger Art ausübt, so daß

außer der erzielten Ersparnis noch eine Aufbesserung des Gesundheitszustandes der Gewinn ist. Es ist also nur anzustreben, eine bessere Wertschätzung der verschiedenen Gemüse- und Salatarten, sowie des Obstgenusses herbeizuführen.

Das durch die Zeitverhältnisse dem Einzelnen auferlegte Gebot der Mäßigkeit im Essen und Trinken bildet für Viele, die es gewohnt waren, dem Gaumen gern reichlich etwas zu Gute zu tun, einen geradezu wohlthätigen Zwang aus. Denn auch über die zur Ernährung notwendige Menge bei der Speisen- und Getränkezufuhr herrschen noch bei so manchen recht unaufgeklärte Anschauungen, indem man sein Heil darin erblickt, so lange zu essen, bis sich ein unangenehmes Gefühl der Völle einstellt oder über den Durst zu trinken. Es ist längst bekannt, daß der Mensch durchschnittlich weit weniger Nahrung zum Körperaufbau nötig hat, als man gewöhnlich bei der täglichen Sättigung zu sich zu nehmen pflegt.

Bei einer vielköpfigen Familie könnte der althergebrachte Morgenimbis, bestehend in Kaffee nebst Brötchen, ersetzt werden durch eine nahrhafte Suppe. Ein solches Morgenfrühstück ist nicht bloß wegen der dadurch erzielten Ersparnis, sondern auch wegen seiner besonderen Nahrhaftigkeit gerade in jetziger Zeit, wo an eines jeden Körper- und Seelenkräfte besonders hohe Anforderungen gestellt werden, ganz ungemein geeignet, um die landläufige, unzulängliche Zusammenstellung des Morgenimbisses zu verdrängen.

Was unsere alteingesessenen Gewohnheiten bezüglich der Bestandteile des Abendbrotes anbetrifft, so könnte auch hier unbeschadet mit manchen überlebten Vorurteilen aufgeräumt werden, nicht bloß zu Gunsten des Geldbeutels, sondern auch als Förderungsmittel der Gesundheit und der richtigen Ernährungsweise. Gewiß ist sich mancher bewußt, daß er den allabendlich genossenen schweren Wurstarten und anderen nicht leicht verdaulichen Lederbissen einen unruhigen Schlaf, wüste Träume und am Morgen benommenen Kopf verdankt.

Um dieser wenig angenehmen Eigenschaften willen, zu denen noch der teure Preis hinzukommt, werden wir desto leichter in jetziger Zeit auf diese Zukost bei der Abendmahlzeit verzichten und leicht verdaulichen, sowie wohlfeileren Beigaben zum Butterbrot den Vorzug geben; das ist saure oder Buttermilch, Rettig, Radieschen, Quark oder Obst, Tomaten.

Bei einigem Nachdenken läßt sich dieser veränderte Küchenszettel zu einem sehr abwechslungsreichen gestalten, so daß es den Beteiligten kaum zum Bewußtsein kommt, daß die Ursache zu diesem Wandel das Muß der Einschränkung gewesen, man entbehrt nichts.

1. Bild.

Rückkehr mit Liebesgaben reich beladener deutscher Urlauber zur Front.

2. Bild.

Russisches Panzerautomobil auf dem Wege zur Schlachtlinie.

